

Wolfgang Klein

Wie ist der Stand der germanistischen Sprachwissenschaft, und was können wir tun, um ihn zu verbessern?¹

Die uns allen innewohnende Neigung, die komplexe und verwirrende Realität zu einem überschaubaren Bild zu vereinfachen, ist der Anfang aller Wissenschaft, denn sie treibt uns dazu, nach einigen wenigen Prinzipien zu suchen, die hinter der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen stehen. Zugleich ist sie das Ende aller Wissenschaft, denn sie verleitet uns dazu, jene Züge der Wirklichkeit zu vergessen, die sich nicht gleich in unser schlichtes Bild von ihr fügen wollen. Der Stand einer Disziplin zu einem gegebenen Zeitpunkt ist stets verwickelt, durch viele und oft widersprüchliche Entwicklungen und Auffassungen gekennzeichnet, und niemand kann wirklich den Anspruch erheben, ihn in wenigen Worten korrekt nachzeichnen zu können. Auf der anderen Seite gibt es doch auch einige Züge, die, so scheint mir, deutlich hervortreten, wenn man den Blick über die Landschaft schweifen läßt. Immerhin: andere mögen dies anders sehen. Deshalb will ich meine Perspektive in die Form einiger plakativer Thesen kleiden. Thesen sind erklärtermaßen subjektiv und werfen ein Schlaglicht auf einige ausgewählte Stellen. Sie erheben nicht den Anspruch auf ein differenziertes Bild, aber in ihren erklärten Grenzen doch den auf Richtigkeit.

Anfangen möchte ich, wie sich das für einen ausgebildeten Philologen gehört, mit einem Zitat - einem Zitat, das ein jeder hier kennt, weil man in dem Buch, in dem es sich findet, zumindest bis zu dieser Stelle gelangt ist. Es heißt dort:

Ob die Bearbeitung der Erkenntnisse, die zum Vernunftgeschäfte gehören, den sicheren Gang einer Wissenschaft gehe oder nicht, das läßt sich bald aus dem Erfolg beurtheilen. Wenn sie nach viel gemachten Anstalten und Zurüstungen, so bald es zum Zweck kommt, ins Stocken geräth, oder, um diesen zu erreichen, öfters wieder zurückgehen und einen andern Weg einschlagen muß; imgleichen wenn es nicht möglich ist, die verschiedenen Mitarbeiter in der Art, wie die gemeinschaftliche Absicht erfolgt werden soll, einhellig zu machen: so kann man immer überzeugt sein, daß ein solches Studium bei weitem noch nicht den sicheren Gang einer Wissenschaft eingeschlagen, sondern ein bloßes Herumtappen sei.

Unser Geschäft ist nicht das der Vernunft; aber was wir untersuchen, ist gleichfalls etwas, das im Kopfe ist - die Sprache. Die Sprache - das sind ja nicht

1 Dieser Beitrag beruht auf einem Vortrag auf der Tagung „Germanistik: Forschungsperspektiven 2000“ (22.-25.5.1991, Wasserburg). Ich habe lediglich die Syntax etwas geglättet und hin und wieder schiefe Formulierungen, von denen einige in der Diskussion mit Recht kritisiert wurden, korrigiert; ich danke den Diskutanten für ihre Kommentare sowie Edith Thomas und Marlene Jonas für ihre Hilfe bei der Nachschrift.

die Zeichen auf dem Papier, die wir lesen, oder die Schwingungen der Luft, die wir hören. Dies sind bloß Hervorbringungen der Sprache, an denen wir sie studieren können. Das, dem das Interesse der Linguistik und der germanistischen Sprachwissenschaft im besonderen gilt, ist eine in unserem Kopf gespeicherte Fähigkeit. Und wie beim Studium der Vernunft kann man sich fragen, ob denn unsere Disziplin, also das Studium der Sprache und der deutschen Sprache im besonderen, den genannten Kriterien genügt, ob sie also den sicheren Gang einer Wissenschaft geht oder doch nicht vielmehr ein bloßes Herumtappen ist.

Ist es, um mit dem zweiten der beiden Kriterien zu beginnen, denn der Linguistik² gelungen, die Mitarbeiter in der gemeinschaftlichen Absicht und in der Art, wie diese erfolgen soll, einhellig zu machen? Etwas neuzeitlicher gesagt: Besteht Einigkeit über Ziele und Methoden der Linguistik? Angesichts der hitzigen Diskussionen zwischen den Exponenten der Linguistik erscheint diese Frage beinahe abstrus. Einhellig sind die Linguisten bloß in der Auffassung, daß man nicht von der verbalen zur handgreiflichen Auseinandersetzung übergehen sollte, und vielleicht noch in der Ansicht, daß bei der Vergabe von Stellen und Forschungsmitteln eine gewisse wechselseitige Duldung für alle Parteien von Vorteil ist.

Nun rührt ein Teil der Heterogenität aus der Sache. Die Erforschung der deutschen Sprache, wie einer jeden Sprache, hat viele Aspekte, von den phonetischen Eigenschaften bis zu subtilen sozialen Regeln der Interaktion in verschiedenen Kontexten, und daß es da unterschiedliche Ansichten gibt, was erforschenswert ist und wie man dabei vorgehen sollte, ist nur natürlich. Aber jene, die auf einem bestimmten, eng umgrenzten Teilbereich arbeiten, die sollten sich wohl einig sein. Ich nehme einmal die Syntax als Beispiel. Hier bekennen sich die meisten Linguisten mehr oder minder leidenschaftlich und explizit zu bestimmten theoretischen „frameworks“ Innerhalb dieser „frameworks“ arbeiten sie auch mehr oder minder erfolgreich, aber darüber hinaus können sie sich immer weniger verständigen, und meist wird auch gar kein Versuch mehr dazu gemacht. Es ist bemerkenswert, daß sich diese Partikularisierung sogar schon in die „frameworks“ selbst fortsetzt. Besonders deutlich ist dies bei der Tradition der generativen Grammatik, also der wohl exponiertesten und am stärksten ausgebauten syntaktischen Richtung, die wir derzeit beobachten können. Ich will dies durch eine Erfahrung illustrieren, die ich unlängst hatte und die mich sehr berührt hat. Im letzten Jahr habe ich einen längeren Handbuchartikel über die Ellipsenforschung geschrieben. Dazu mußte ich auch eine Anzahl „älterer“ - in den Sechziger- und Siebzigerjahren erschienener - Arbeiten lesen, die in

2 Ich rede hier und im folgenden oft vereinfachend von Linguistik allgemein, wo es etwas genauer „germanistische Sprachwissenschaft“ heißen sollte. Aber mir scheint, die hier vorgebrachten Überlegungen gelten im großen und ganzen für den speziellen wie für den allgemeinen Fall, und ohnehin ist die Scheidelinie nicht ganz leicht zu ziehen.

der generativen Tradition stehen, weil dies die Tradition ist, in der mit Abstand am meisten zum Problem der Ellipse gearbeitet wurde. Das Manuskript habe ich einem jüngeren Kollegen, der gleichfalls in dieser Tradition aktiv ist, mit der Bitte um Kommentare gegeben; zu meinem größten Erstaunen hat er einfach vieles darin nicht verstanden oder nicht richtig verstanden, weil ihm viele Termini, Begriffe und auch Denkweisen, die in der Transformationsgrammatik vor fünfzehn oder achtzehn Jahren üblich waren, nicht mehr geläufig waren. Nun gibt es nur wenige Denkweisen, die zumindest von jenen *extra muros* als so in sich geschlossen empfunden werden, wie jene der generativen Grammatik; aber auch *intra muros* können sich die Mitarbeiter oft kaum noch miteinander verständigen. Vielleicht gilt auch für die generativen Grammatiker, was Chamfort über die Basken und ihre Sprache sagt: „Es heißt, sie verstehen einander; ich glaube es aber nicht.“ Sicher trifft zu, daß derzeit selbst ein so umgrenztes Teilgebiet der Linguistik wie die Syntaxforschung in viele Parteien zerfallen ist, deren Angehörige sich vielleicht noch untereinander in Ziel und Methode einig sind, kaum aber noch über das jeweilige „framework“ hinaus. Dies ist zunächst einmal das Faktum. Man kann daraus allerlei Schlußfolgerungen ziehen, zum Beispiel jene, die von Stanislaw Lem stammt. In seinem Roman *Die Stimme des Herrn* geht es darum, daß aus irgendeinem fernen Sternbild ein regelmäßiges Signal kommt, das sich möglicherweise als eine Art Botschaft auffassen läßt. Mathematiker, Physiker, Biologen, Linguisten machen sich an die Deutung. Der Ich-Erzähler ist ein Mathematiker, und er sagt an einer Stelle:

Gleich nachdem ich zum Projekt gekommen war, begann ich Sprachwissenschaft zu studieren, und alsbald bemächtigte sich meiner ein tiefes Staunen, als ich sah, daß über die allerersten und elementarsten Begriffe in diesem scheinbar so präzisen, angeblich so mathematisierten und physikalisierten Zweig nicht die Spur von Einmütigkeit besteht. Dort können sich die Autoritäten ja nicht einmal in einer so grundlegenden und gleichsam einleitenden Frage einigen, wie was denn eigentlich Morpheme und was Phoneme sind.

Ich fürchte, an diesem Bild ist einiges richtig. Um dem Ruch der Nestbeschmutzung auszuweichen, will ich gleich hinzufügen, daß in meinen Augen manche Disziplinen vielleicht noch nicht einmal so weit sind zu entdecken, daß ihre Vertreter sich nicht wechselseitig verstehen. Schließlich gehört schon ein gewisser Grad an Expliztheit und Präzision dazu, die Divergenzen zu bemerken.

Wie immer man dies bewerten mag - die Tatsache bleibt, daß die Linguistik, legt man das zweite Kantsche Kriterium an, derzeit schwerlich den sicheren Gang einer Wissenschaft geht: Die Mitarbeiter sind wahrlich nicht „einhellig gemacht“. Wie steht es mit dem anderen Kriterium? Schreiten wir alle gleichmäßig voran, zeitigen unsere Bemühungen klare und unumstrittene Erfolge, von allen freudig begrüßte oder zähneknirschend anerkannte Erkenntnisfortschritte, oder gehen wir bald ein Stückchen vor, bald ein Stückchen zurück, versuchen es so und dann wieder so, kurzum: tapfen wir herum, oder gehen wir festen Schritts voran?

Diese Frage ist wohl ein wenig schwerer zu beantworten als die nach der Einmütigkeit. Es ist nicht einmal sicher, ob alle Germanisten der Auffassung sind, es könne oder solle in ihrem Fach einen Erkenntnisfortschritt in der Weise geben, daß bestimmte frühere Erkenntnisse durch spätere einfach widerlegt werden und dann nur noch für Wissenschaftshistoriker von Interesse sind. Für die Biologie, so würden wir annehmen, gibt es einen solchen Erkenntnisfortschritt, nicht aber beispielsweise für die Philosophie. Die Lehre von den vier *humores corporis* oder der *vis vi talis* ist nach allgemeiner Auffassung der Fachvertreter erledigt, wenn auch vielleicht historisch interessant. Man würde hingegen nicht sagen, daß Plato nur noch für den Wissenschaftshistoriker von Interesse ist, weil seine Lehrmeinungen durch Aristoteles oder den Kommentator widerlegt sind, deren Auffassungen durch Descartes oder Kant (welchselfbiger dies freilich schon geglaubt hat), und diese wiederum durch Heidegger oder Wittgenstein. In der Philosophie lagern sich neue Erkenntnisse eher wie die Ringe eines Baumes um ältere, statt diese zu ersetzen. Ich will diesen Gegensatz zwischen den Wissenschaften einmal durch die Ausdrücke „kumulierend“ und „akkumulierend“ (oder auch „a-kumulierend“) kennzeichnen. Mit „akkumulierend“ meine ich, daß neue Analysen eines Gegenstandes, die zu anderen Ergebnissen kommen als ältere Analysen desselben Gegenstandes, *zu diesen treten* und damit gleichsam das Spektrum dessen, wie man diesen Gegenstand ansehen kann, bereichern. Mit „kumulierend“ ist hingegen gemeint, daß neue Analysen ältere *ersetzen*, und zwar in der Weise ersetzen, daß man sagt, letztere sind falsch, oder in bestimmten Punkten falsch (wobei natürlich kluge Dinge beibehalten werden können), und sind nur noch Gegenstand der Wissenschaftsgeschichte. Der Unterschied ist gleitend, und es ist sicher so, daß einzelne Teile einer Wissenschaft in diesem Sinne eher kumulierend, andere eher akkumulierend sind. Man könnte vieles zu dieser Unterscheidung sagen, aber ich denke, daß sie für den vorliegenden Zweck hinreichend klar ist. Es sollte noch klargestellt sein, daß der Gegensatz hier nicht wertend gemeint ist (obwohl viele ihn so verstehen).

Nun komme ich zu meiner ersten These:

7. *Die germanistische Sprachwissenschaft ist eine kumulierende Wissenschaft.*

Ich halte diese Auffassung für nicht weiter begründbar, ja für trivial; im übrigen glaube ich nicht, daß Entsprechendes für alle Zweige der Germanistik gilt (z. B. nicht für jenen, der sich mit Gedichtinterpretationen befaßt).

Wenn diese These nun zutreffen sollte, dann schließt sich sofort die Frage an: Was sind denn nun die Fortschritte unsres Faches, wo haben wir denn kumuliert in den letzten Jahren? Welche neuen inhaltlichen Erkenntnissen haben ältere nun endgültig widerlegt? Das ist allein schon deshalb schwierig zu beantworten, weil man angesichts der Endlichkeit unseres Wissens ja nie ganz sicher sein

kann, daß bestimmte Begriffe, Vorstellungen, theoretische oder empirische Annahmen nun endgültig ins Archiv verbannt sind. Ich will daher, um den Punkt sinnvoll diskutieren zu können, einmal von einer Charakterisierung der Festigkeit unseres Wissens ausgehen, die einigermaßen operationalisierbar ist. Der Test ist, ob man eine bestimmte Auffassung für „lexikonfest“ hält - ob sie jene Sicherheit hat, die wir von Angaben etwa in der *Encyclopaedia Britannica* erwarten, wenn wir darin etwas nachschlagen. Jeder weiß, daß, was dort steht, auch nicht ewig hält: die Berge werden nachgemessen und für zu hoch befunden, die Quarks sind doch nicht die kleinsten Teilchen, die Schlacht bei Issos fand drei Jahre früher statt als gelernt, Goethe war mit Friederike vor dem Altar getraut. In diesem Sinne ist lexikonfestes Wissen auch kein „wahres“ Wissen; aber es ist uns so sicher, daß wir beispielsweise jederzeit eine Wette danach entscheiden würden.

Welche Entdeckungen oder Entwicklungen der Linguistik in, sagen wir, den letzten zwanzig Jahren sind in diesem Sinne lexikonfest - so fest und solide also, wie wir dies bei anderen Informationen eines guten Lexikons erwarten? Es gibt sehr viele Erkenntnisse über die deutsche Sprache, die wir für lexikonfest halten, beispielsweise Verners Gesetz, die Kasusmorphologie oder die Stellung des Finitums. Aber sie stammen nicht aus den letzten zwanzig Jahren. Welche Erkenntnisse der letzten zwanzig Jahre sähen wir gerne in der *Encyclopaedia Britannica*? Ich habe diese Frage kürzlich einigen prominenten Fachkollegen vorgelegt; man war sich nach längerem Nachdenken einig, daß die Entdeckung der „parasitic gaps“ ein guter Kandidat sei; aber im übrigen ist wenig dabei herausgekommen, das man zumindest bis zur nächsten Auflage als solides Wissen nachzuschlagen wünscht. Nun soll man den Punkt nicht übertreiben. Es ließe sich sicherlich bei genauerem Durchmustern einiges an Erkenntnissen finden, dem man eine gewisse Festigkeit zubilligen möchte. Aber es ist schon bezeichnend, daß einem auf Anhieb sehr wenig dazu einfällt - wohl aber sehr viele geistvolle Theorien und Begriffe.

Das bringt mich zur zweiten These:

2. *Unsere Analysen werden immer scharfsinniger und tiefer, aber sie sind selten lexikonfest.*

Ich will die These an einem Beispiel erläutern, auf das ich später noch einmal zurückkommen möchte - der Intonation des Deutschen. Vor rund einem Jahrzehnt habe ich einen Überblicksaufsatz über den Stand der Intonationsforschung geschrieben, alle möglichen Theorien und Beschreibungen zum Deutschen referiert und kritisch diskutiert und auch einige weitere Vorschläge zu weiteren Forschungen gemacht.³ Seither gibt es eine Fülle von Arbeiten zur

3 Klein, W.: Der Stand der Forschung zur deutschen Satzintonation, in: LB 68 (1980), S.3-34.

Intonation allgemein und zum Deutschen im besonderen; die DFG hat für fünf Jahre einen Schwerpunkt zu diesem Gebiet eingerichtet. Unlängst hatte ich Anlaß, die Forschung noch einmal durchzusehen, und mir scheint - das Bild ist etwas verkürzt -, es gibt in der Tat einige interessante Detailuntersuchungen, auch viele scharfsinnige Überlegungen zur Theorie der Intonation, aber nichts, wovon ich sagen würde, daß es in ein gutes Lexikon gehörte - in ein Lexikon der Art, in dem ich selber gerne etwas nachschlagen würde. Wenn mich jemand fragen würde, was das beste Werk zur deutschen Intonation ist, so würde ich immer noch Manfred Bierwischs Studie von 1966 nennen, die wohl noch einige Jahre früher geschrieben wurde. Nicht daß in diesem Werk alles richtig wäre; ich glaube im Gegenteil, daß empirisch vieles falsch ist. Aber es ist ein Vierteljahrhundert nach Erscheinen immer noch die beste systematische Studie der deutschen Satzintonation. Das Kuriose ist aber nun, daß kaum noch jemand dieses Buch zu lesen in der Lage wäre. Es ist in einem bestimmten theoretischen „framework“ geschrieben - Transformationsgrammatik der Sechzigerjahre -, das heute nur noch einer älteren Generation in Grenzen zugänglich ist. Ein fataler Zustand: Wie ein Kafkascher Türhüter steht das „framework“ vor der Tür zu den Erkenntnissen und läßt niemanden passieren. Ein übelwollender Mensch würde nun sagen, es werden eben überhaupt keine Fortschritte gemacht. Das halte ich aber für voreilig. Es wäre schon eigentümlich, wenn die scharfsinnigsten Leute über Jahre hinweg intensiv an bestimmten Problemen arbeiteten, ohne in irgendeiner Weise weiterzukommen. Die Leute, die an diesen Problemen arbeiten, haben selbst durchaus auch diesen Eindruck merklicher Fortschritte. Wie kommt es, daß nicht jeder vom Fach diese Fortschritte sofort sieht? Mir scheint, man kann den Grund in einer weiteren These formulieren:

3. Fortschritte, wo es sie denn gibt, sind schulen-intern.

Vielleicht sollte man besser sagen „framework-intern“ oder auch „paradigmen-intern“. Man kann diese These nun in zweierlei Weisen verstehen. Zum einen kann es sich um inhaltlich neue Einsichten auf einem Gebiet handeln, an dem auch andere Schulen arbeiten, sagen wir der Wortstellung oder der Rektion. Diese neuen Einsichten sind aber, da in einem engen theoretischen Rahmen formuliert, den Vertretern anderer Richtungen, die an denselben Problemen arbeiten, nicht zugänglich. Sie verstehen das Neue nicht, nehmen es daher gar nicht zur Kenntnis, und wenn sie es versuchen würden, bräuchten sie sehr lange; sie müßten eigentlich zu Kennern des betreffenden „frameworks“ werden, um zu verstehen, was dieses Neue ist. Ein Prinzip wie „Leere Elemente müssen geeignet regiert sein“ ist für jemanden, der sich nicht lange in die Begrifflichkeiten einer bestimmten Theorie eingearbeitet hat, nicht nachzuvollziehen, und wenn darin ein Erkenntnisfortschritt liegt, dann ist er für jene außerhalb des „frameworks“ nicht sichtbar. Zum andern kann es sein, daß die Vertreter einer

bestimmten Schule das Rad wieder erfinden, d. h. für sich zu Einsichten gelangen, die auf dem allgemeinen Markt der Ideen keinerlei Neuigkeitswert mehr haben. Dafür ließe sich so manches Beispiel aus den letzten Jahren geben; aber ich will hier nicht in eine unnötige Polemik verfallen.

Mit einem Wort, ich glaube, es gibt durchaus Fortschritte innerhalb einzelner Schulen. Aber sie haben einen dieser beiden Nachteile: Entweder es sind Einsichten, die man in anderen Paradigmen längst hat, oder es sind echte, allgemeine Einsichten, die aber über die enge Schule hinaus nicht zugänglich sind. Und beides ist schlecht.

Der Einfachheit halber habe ich mich bislang im wesentlichen auf die Grammatik bezogen; aber die drei obigen Thesen gelten nicht minder für andere Bereiche der Sprachwissenschaft. Ich gebe einmal ein anderes Beispiel. In den letzten fünfzehn bis zwanzig Jahren sind bei uns und anderswo außerordentlich zahlreiche, oft überaus subtile Arbeiten zur Gesprächsanalyse erschienen, und ich habe nicht wenige davon mit großem Interesse gelesen. Wenn man sich nun aber hinsetzt und überlegt, was denn am Ende herausgekommen ist, derart daß man sagen könnte, das gehört in den *Meyer* oder den *Brockhaus* oder den *Grand Larousse* - ich zumindest wäre in Schwierigkeiten. Ein guter Kandidat sind sicher die Regeln des „turn taking“ von Sacks, Schegloff und Jefferson; aber diese sind vor 17 Jahren veröffentlicht worden, und danach ging die Fülle der Untersuchungen erst los. Es liegt mir völlig fern, diese Arbeiten hier niederzumachen, im Gegenteil: Es finden sich, neben manchem Uninteressanten und auch Ungereimten, zahlreiche sehr schöne Analysen - aber wenig, was ich gern als feste und solide Erkenntnis in ein Lexikon aufgenommen sähe. Dasselbe gilt beispielsweise für die Sprechakt-Theorie. Ein beeindruckender Start sind Searles Regeln für Versprechen, und viele scharfsinnige Anschluß-Analysen. Aber was sind denn nun die lexikonfesten Regeln für die verschiedenen Sprechakt-Typen?

Meine drei ersten Thesen beziehen sich auf den Stand der Disziplin, und sie geben zwar kein düsteres, aber doch auch kein ganz strahlendes Bild. Wie kann man es aufhellen? Damit will ich mich im zweiten Teil befassen. Wie immer ist es leichter, die Schwächen zu sehen, als ihnen abzuhelpfen. Bevor ich zu einigen ganz subjektiven Vorschlägen komme, will ich einen kleinen, aber nicht ganz unwichtigen Einschub machen. Mir scheint, daß sich durch die technologische Entwicklung zur Informationsgesellschaft, so wichtig diese ist, am Gegenstand unseres Faches selbst sehr wenig geändert hat. Der Gegenstand der sprachwissenschaftlichen Germanistik ist die Erforschung der deutschen Sprache unter verschiedenen Perspektiven. Es ist vielleicht ganz sinnvoll, hier verschiedene Kernbereiche zu unterscheiden. Ein erster betrifft die Struktur der deutschen Sprache auf verschiedenen Ebenen - also beispielsweise Laut, Wort, Satz, Text, oder wie immer man dies aufgliedern möchte. Ein zweiter Kernbereich ist die

Variabilität der deutschen Sprache, also ihre interne Differenzierung in Dialekte, Soziolekte, Register, was immer dazugehören mag. Ein dritter Kernbereich ist die Geschichte der deutschen Sprache; das bedarf keiner Erläuterung, es ist offenkundig. Ein vierter Kernbereich ist etwas schwieriger zu umschreiben, aber zu erforschen nicht minder wichtig; ich meine den Gebrauch der deutschen Sprache in verschiedenen kommunikativen Kontexten, in Alltagsgesprächen, in Mietverträgen, in der Dichtung. Ich habe diese vier Gebiete hier auseinanderdividiert; aber man sieht sofort, daß sie in einem engen Zusammenhang stehen und sicher nicht völlig unabhängig voneinander zu behandeln sind. Andere mögen andere Vorstellungen vom Gegenstand des Faches haben; aber dies ist die meine. Die Entwicklung der Gesellschaft, insbesondere die der Informationstechnologie, hat in meinen Augen dazu geführt, daß es im letztgenannten Bereich, also im Gebrauch der deutschen Sprache in verschiedenen kommunikativen Kontexten, einige interessante Bereicherungen gegeben hat. Formen der Kommunikation - etwa „electronic mail“ - werden üblich, die es vor zehn Jahren noch gar nicht gegeben hat; andere verlieren an Gewicht. Dies sind interessante Entwicklungen, denen man nachgehen sollte. Aber sie ändern nach meiner Auffassung nichts am Kernbestand der Disziplin und an ihren Aufgaben.

Zurück zu den Thesen, diesmal den eher konstruktiven. Die erste habe ich schon wiederholt bei anderen Gelegenheiten vorgetragen:

4. Was wir benötigen, ist ein „sentimentalischer Empirismus“.

Etwas plakativer könnte man es mit den Worten des Richters in einem amerikanischen Film sagen, den ich kürzlich gesehen habe: „This is just a theory; I want facts“. Es ist mir klar, daß diese Meinung dem Trend der Zeit zuwider läuft: Wie es jüngst ein amerikanischer Spracherwerbsforscher zu einer Kollegin sagte, die seine Theorie gerade zerrupft hatte: „Okay, my theory may be false; but at least, I *have* a theory“.

Einen neuen Empirismus also, aber keinen „naiven“. Was wir nicht mehr machen können, ist gleichsam mit den blanken Augen der Kinder ins Gestrüpp der Sprache hineinschauen, vieles in die Botanisiertrommel auflesen und ab und zu eine kleine Systematik entdecken. Das geht nicht mehr, wir haben sozusagen unsere Unschuld, was die Theorien betrifft, längst verloren. Wenn es also einen Empirismus geben soll, so muß er gefiltert sein durch eine Reihe von Theorien und theoretischen Überlegungen, durch die wir im Laufe der Jahre gegangen sind; aber wir müssen sie umstoßen wie die Wittgensteinsche Leiter. Wie gesagt, ich nehme an, daß diese These bei den meisten Linguisten wenig Anklang finden wird; aber ich halte sie für richtig, ja für unabdinglich, wenn die germanistische Sprachwissenschaft denn den sicheren Gang einer Wissenschaft gehen will.

Wie sollte sich die vierte These konkret auswirken? Mir scheint, dreierlei müßten wir konkret anstreben. Das erste ist dies:

5. *Weg von den engen „frameworks“ und ihren idiosynkratischen Begrifflichkeiten!*

Damit denke ich nicht im besonderen an die jüngste generative Grammatik. Dies ist ein Beispiel; wie viele andere habe ich eminente Probleme, mich in ihrer jeweils neuesten Begrifflichkeit zu orientieren. Aber ich habe, um ein anderes Beispiel zu geben, nicht minder massive Verständnisschwierigkeiten etwa mit dem Begriff „Fokus“, wie er in der Konversationsanalyse verwendet wird; er ist auch nicht klarer als zum Beispiel der Begriff „modular“.

Man kann dieses „Weg!“ in der fünften These auf zweierlei Weisen verstehen, einer mildereren und einer schärferen. Letztere heißt, daß man sich vom jeweiligen „framework“ selbst, seiner Begrifflichkeit und seinen terminologischen Abschottungen verabschiedet; das wird den jeweiligen Vertretern schwer zuzumuten sein. Erstere heißt, daß jene, die in einem bestimmten „framework“ arbeiten, den Ertrag ihrer Bemühungen, soweit sie ihn für schlüssig und von allgemeinem Interesse halten, so formulieren, daß er auch Vertretern anderer Richtungen verständlich und nachvollziehbar ist. Das ist eine viel schwächere Forderung und vielleicht eine einigermaßen realistische. Vielleicht auch nicht, denn es möchte dabei herauskommen, daß viele schulen-interne Fortschritte in der Tat nur schulen-intern sind.

Meine zweite konstruktiv gemeinte These ist ganz anderer Art und vielleicht minder kontrovers:

6. *Die Forschung muß stärker koordiniert werden.*

Auch dies kann *in concreto* zwei Formen annehmen. Zum einen kann man in der Tat so etwas wie Forschungszentren einrichten, die sich mit speziellen Teilthemen der Germanistik befassen - vielleicht auch ein einzelnes Zentrum, das der Germanistik insgesamt gewidmet ist. Ich halte dies im Prinzip durchaus für sinnvoll, aber angesichts der bestehenden Zersplitterung für riskant und vielleicht etwas verfrüht. Die andere, etwas schwächere Möglichkeit ist, daß sich die Forscher, die zu verwandten Themen arbeiten, zu größeren Projekten zusammenschließen - ein Vorgehen, das in der Naturwissenschaft gang und gäbe ist. In den Geisteswissenschaften, und demnach auch in der germanistischen Sprachwissenschaft, herrscht hingegen nach wie vor eher die klassische Einzelkämpfer-Mentalität - vielleicht deshalb, weil hier zur Forschung im allgemeinen ein Kopf und Papier und Bleistift genügen; es entfällt der institutionelle Zwang der teuren Apparaturen, der beispielsweise in der Physik ein unkoordiniertes Vorgehen im eigenen Kämmerlein schwierig gemacht hat.

Es gibt eine Anzahl von Argumenten, die These 6 stützen. Ich gebe hier eines,

das nicht logisch zwingend, aber praktisch schlagend ist. Es betrifft die vielen Korpora, die immer wieder angelegt und dann vergessen werden. Zahllose Anträge an die DFG sehen zunächst einmal eine zweijährige oder anderthalbjährige Phase vor, in der Daten erhoben und transkribiert werden; anschließend sollen diese Daten ein Jahr ausgewertet werden. Das ist im Prinzip auch sinnvoll. In der Praxis zeigt sich aber dann, daß sich die Datensammlung und Transkribierung viel schwieriger und zeitaufwendiger gestalten, als man sich dies ursprünglich gedacht hat; diese Phase ist daher erst nach zweieinhalb Jahren fertig. Weitere drei Monate werden dann auf die Analyse verwandt, und im Rest der Zeit schreibt man einen Schlußbericht über all das, was man so cursorisch beobachtet hat und noch weiter machen will. Ich sage dies nicht als Kritik, es ist mir selbst passiert. Man stellt dann, so möglich, einen Verlängerungsantrag, der wird manchmal bewilligt, manchmal auch nicht. Im übrigen aber werden die mühselig erhobenen und mit endlosem Fleiß transkribierten Daten irgendwo gebunkert, wo niemand sie je wieder zu Augen bekommt. Es muß bei uns eine ganze Reihe solcher Datenfriedhöfe geben. Ein Beispiel ist das alte Zwirnersche Schallarchiv, das jetzt im IdS betreut und gut betreut wird, von dem aber derzeit kaum jemand Gebrauch macht; vieles ließe sich daraus holen, zur Dialektologie, zur Syntax gesprochener Sprache, zur Intonation. Ein anderes Beispiel ist CHILDES, ein riesiges Archiv zur Kindersprache, das von der Universität Pittsburgh und (für Europa) vom MPI für Psycholinguistik betreut wird; es wird durchaus genutzt - aber kaum in Deutschland. Das scheint mir eine außerordentliche Verschwendung von Ressourcen, wie sie sich nur die zweckfreie Wissenschaft leisten kann - oder glaubt, leisten zu können.

Ich habe große Zweifel, daß der Gedanke einer koordinierten Erforschung bestimmter Gegenstände großen Widerhall unter den Sprachwissenschaftlern findet; dazu sind sie zu sehr Geisteswissenschaftler. Aber ich sehe darin wohl einen der entscheidenden Gründe dafür, daß die Linguistik derzeit nicht die kumulative Wissenschaft ist, die sie eigentlich sein sollte.

Meine letzte These werden demgegenüber manche für trivial halten (wenige aber befolgen):

7. Es sollte ein besserer Gebrauch von den technischen Mitteln gemacht werden.

Der Linguist fällt ja im allgemeinen nicht durch exzessive Ansprüche an das Großgeräteprogramm der Bundesregierung auf; Bleistift und Papier sind nach wie vor sein wichtigstes Rüstzeug. Davon gibt es in den letzten zehn Jahren eine deutliche Ausnahme. Genährt vielleicht durch einen gewissen Mythos, der sich um den Computer rankt, glauben immer mehr Wissenschaftler, um bei der DFG oder einer andern Fördereinrichtung zu Geld zu kommen, müsse ihr Projekt auf jeden Fall auch eine Computer-Komponente haben. Man begnügt sich nicht mit den empirischen Untersuchungen, sondern hat die Vorstellung, es müsse alles „implementiert“ werden; also wird noch ein Parser angehängt

oder ein Produktionssystem, was immer. Letztere Aufgabe frißt mindestens die Hälfte der Mittel und der Arbeitskraft auf. Und wenn der Parser schließlich mit Mühe läuft - was vielleicht in der Hälfte der Fälle gelingt -, wird er eingelagert und vergessen. Man könnte aus den letzten Jahren eine ganze Reihe von Beispielen geben, in denen höchst komplexe Programmsysteme entwickelt wurden, die inzwischen weder ihre Schöpfer noch sonst irgend jemand mehr zum Laufen bringen könnte. Das ist, was ich unter schlechter Nutzung der technischen Mittel verstehe. Damit soll nichts gegen die Computerlinguistik gesagt sein, ganz im Gegenteil; was mir abstrus scheint, ist die Vorstellung, daß man unbedingt noch eine Computersimulation der strukturellen Erkenntnisse benötigt.

Man könnte die verschiedenen technischen Möglichkeiten, die es heute gibt, darunter eben auch Computer, für unsere Zwecke wesentlich besser nutzen. Ich gebe zwei Beispiele. Das erste betrifft den zweiten der vier oben genannten Kernbereiche unseres Faches, die sprachliche Variabilität. Ein großer Teil unserer Kenntnisse über die deutschen Dialekte beruht ja auf Daten, die vor über hundert Jahren gesammelt wurden (wie sich denn überhaupt das meiste an lexikonfestem Wissen schon in den großen „Grundrissen“ vom Ende des 19. Jahrhunderts - Paul, Brugmann-Delbrück, Gröber - findet). Man erinnere sich, wie Wenker diese Daten gesammelt hat. Er hat einfach an die Lehrer, insbesondere die Dorfschullehrer, im damaligen deutschen Reich Fragebögen mit einigen Dutzend Sätzen verschickt und sie gebeten einzutragen, wie man dafür in ihrem Dorf sagt. Die meisten Lehrer haben diese Fragebögen treu und brav ausgefüllt und zurückgesandt; aufgrund dieser reichen Datenmenge wurde dann der Deutsche Sprachatlas erarbeitet. Nun kann man sich leicht ausmalen, welche ungeheuren Fehlerquellen ein solches Vorgehen hat; es ist daher ja auch weidlich kritisiert worden. Man kann bloß hoffen, daß sich die Fehler wechselseitig nivelliert haben. Immerhin: dieser Mann hat mit seinen Mitteln eben die empirische Grundlage für das maßgebliche Werk der deutschen Dialektgeographie zustandegebracht. Heute, hundert Jahre später, haben wir die wunderbarsten technischen Mittel, um es besser zu machen. Wir haben miniaturisierte Tonbandgeräte, wir haben Video-Recorder, wir haben allerlei Geräte zur feinsten akustischen Analyse, wir haben Computer zur Verwaltung und Ordnung der Daten, wir haben Plotter, um Karten zu zeichnen, wir haben, um dies nicht zu vergessen, Autos, mit denen wir schnell in all die Dörfer fahren könnten, die man untersuchen möchte. Welche nennenswerten Fortschritte hat die Dialektologie bzw. die Dialektgeographie in den letzten zwanzig Jahren erzielt? Man *könnte* „unglaubliche Fortschritte“ erzielen, immer unterstellt, daß man dies für ein erforschenswertes Gebiet hält. In Wirklichkeit aber wird von all diesen Möglichkeiten kein Gebrauch gemacht, der sich im Ergebnis auch nur entfernt mit den Resultaten von Wenkers Arbeit vergleichen ließe.

Mein zweites Beispiel knüpft an das an, was ich zu Beginn über den Stand der Intonationsforschung gesagt habe. Einer der Gründe, weshalb es so schwierig

ist, über dieses so eminent wichtige Gebiet etwas Verlässliches zu sagen, sind die empirischen Schwierigkeiten, den exakten Tonhöhenverlauf zu bestimmen. Das Ohr täuscht sich leicht, es müssen gleichzeitig mehrere akustische Parameter berücksichtigt werden - etwa Grundfrequenz, Dynamik, Dauer -, und die suprasegmentalen Größen lassen sich oft schwer von den segmentalen trennen. Eine stichhaltige Analyse kommt daher schwerlich ohne geeignete technische Hilfsmittel und ohne gezielte Experimente aus - etwa indem man bestimmte Verläufe manipuliert und sie in variierende Kontexte einbettet. Dazu hat man seit einiger Zeit exzellente Möglichkeiten. Vor etwa zwanzig oder dreißig Jahren noch hat es leicht einen Tag gedauert, einen einzelnen Satz nach den verschiedenen akustischen Eigenschaften zu analysieren, die für die Intonation relevant sind. Heute geht dies sehr einfach. Man spricht einen Satz ins Mikrofon und hat in 20 Sekunden, wenn nicht sogar in „realtime“, d. h. praktisch ohne Verzögerung, eine fast beliebig feine Analyse. Die entsprechenden Verfahren sind kommerziell erhältlich, und sie arbeiten schon auf vergleichsweise kleinen Rechnern, sogar auf PCs. Es wird aber sehr wenig Gebrauch von diesem Potential gemacht. Die meisten Linguisten würden allemal sagen, daß die Intonation außerordentlich wichtig ist - auf Satzebene wie auf Diskursebene. Aber soweit sie sich überhaupt damit befassen, orakeln sie entweder über abstrakte Repräsentationsformate und deren relative Meriten, oder aber sie gehen ganz impressionistisch vor. Mir scheint, um wirklich lexikofestes Wissen über die deutsche Intonation hervorzubringen, gibt es keinen Weg, als die technischen Möglichkeiten sinnvoller zu nutzen. Um nicht mißverstanden zu werden: kein noch so elegantes Programmpaket ersetzt die linguistische Analyse; aber es erleichtert sie wesentlich, und im Bereich der Intonation ist ein sinnvolles Arbeiten ohne solche Mittel nach meinem Dafürhalten ein hoffnungsloses Unterfangen. Es bringt vielleicht einen Lehrstuhl, aber kein lexikofestes Wissen.

Meine beiden letzten Thesen - stärkere Koordination von Projekten, besserer Einsatz von technischen Möglichkeiten - könnten leicht als ein Plädoyer für „Großforschung“ im Bereich der germanistischen Sprachwissenschaft verstanden werden. Das wäre aber ein Mißverständnis. Es gibt eine Reihe von Gründen, weshalb das, was man in den Naturwissenschaften als Großforschung bezeichnet, in unserem Gebiet zumindest derzeit und auch in absehbarer Zukunft höchst riskant, vielleicht gar ein programmiertes Fiasko wäre. Niemand ist darauf eingestellt, niemand darauf vorbereitet. Selbst in institutionell relativ eng gebündelten Vorhaben, etwa den verschiedenen Sonderforschungsbereichen und Schwerpunkten im Bereich der Sprachwissenschaft, halten sich, wie die Erfahrung lehrt, Kooperation und gemeinsames Vorgehen in Grenzen. Was nützt, um die germanistische Sprachwissenschaft zu einer wirklich kumulierenden Wissenschaft zu machen, ist eine verstärkte Liebe zu den Fakten, ein geringeres Interesse, sich um eine Flagge zu scharen, die Bereitschaft zu stärker

koordiniertem Vorgehen und ein besseres Ausnutzen der Methoden, die uns die Technik in die Hand gibt. All dies kann nicht sicherstellen, daß unsere Disziplin von einem Stadium des relativen Herumtappens endgültig umschwenkt in den Gang einer festen, gleichmäßig voranschreitenden Wissenschaft; aber es kann wesentlich dazu beitragen.

On the State of the Art in Germanistic Linguistics

Summary

W. Klein argues that linguistics doesn't correspond to the criteria for scientific work as formulated by Kant. There is neither a consensus among linguists about their field of investigation and the theories and methods to work with, nor is there any visible progress. He pleads for a „sentimental empirism" where members of the scientific community try to make themselves understood, to coordinate projects and to make a reasonable use of technical possibilities.